

Aus der Reihe: Buch zum Frühstück

„Der Tod ist kein Künstler.“

Über den Umgang mit dem Tod

Ein Essay von Birgit Bahtić-Kunrath

Oktober 2023

Ein kleines Vorwort

Ich habe dieses Essay im Sommer 2023 verfasst, nachdem mich der Umgang mit Sterben und Tod in unseren westlichen Gesellschaften schon seit langem beschäftigte. Finaler Auslöser für dieses Essay war folgende Schlagzeile im Online-Standard, über die ich im Mai 2023 stolperte: „Bryan Johnson ist 45 Jahre alt und will nicht weiter altern. Dafür investiert er Millionen und ist selbst das Versuchskaninchen für Anti-Aging-Präparate“ (Beirer 2023). Der Artikel weckte meine Neugier – doch fand ich den Inhalt rasch verstörend: Ein Millionär in seinen Vierzigern gibt Millionenbeträge aus, um den Alterungsprozess zu stoppen. Dafür unterzieht er sich nicht nur laufend medizinischen Behandlungen, sondern auch einem harten Fitness-Programm. Der Tagesablauf ist immer gleich; keine Sekunde ist ungeplant oder überlässt etwas dem Zufall. Alles wird dem Ziel, den Alterungsprozess aufzuhalten, untergeordnet. Damit ist Bryan Johnson nicht alleine: Eine Reihe von US-Milliardären hat sich nicht weniger zum Ziel gesetzt, den Tod nicht nur weit nach hinten zu schieben, sondern ihn abzuschaffen. Doch wollen wir das? Oder soll es nicht eher darum gehen, „nicht dem Leben Jahre, sondern den Jahren Leben zu geben“, wie der Genetiker Markus Hengstschläger fragt (Hengstschläger 2022, 22-24)?

Beide Anliegen – das Leben unendlich verlängern oder in Fülle beenden zu können – klingen hohl und absurd, blickt man auf die jüngsten Gewaltorgien in den aktuellen Kriegsgebieten – wo Menschen in der Mitte ihres Lebens oder schlimmer, noch weit davor, mit entsetzlicher Brutalität aus dem Leben herausgerissen wurden und werden. Angesichts dieser Katastrophen wurde mir klar: Das sanfte Dahinphilosophieren über Sterben und Tod ist ein Privileg für jene, die sicher und im Wohlstand leben – tragische Einzelschicksale seien hier natürlich ausgenommen. Die Bücher, welche ich für dieses Essay ausgewählt habe, spiegeln in erster

Linie die Befindlichkeiten von Personen, für die das (voraussichtlich medizinisch bestens betreute) Sterben und der Tod im hohen Alter das Schlimmste ist, das ihnen je widerfahren wird. Dies gilt es zu bedenken, wenn wir uns dem Thema Sterben und Tod im vorliegenden Essay widmen.

Einleitung

Im aktuellen Essay versuche ich, mich unserer Endlichkeit aus verschiedenen Perspektiven zu nähern. Dafür stelle ich vier Bücher vor, die sich mit Sterben und Tod auf sehr unterschiedliche Weise befassen.

Mit dem britischen Schriftsteller *Julian Barnes* tauchen wir in die Welt der Todesliteratur ein. „Nichts, was man fürchten müsste“ ist kein Roman, sondern eine literarische Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebensende, vor dem Hintergrund eines trockenen Atheismus, den der Autor kompromisslos vor sich herträgt. „Nichts, was man fürchten müsste“ – betrifft das den Tod, oder das (nicht-existierende) Nachleben, welches dem Tod erst Bedeutung gibt (Barnes 2010)?

Für die kalifornische Bestatterin *Caitlin Doughty* bedeutet Todesfurcht, dass den Menschen ein kulturelles Netz fehlt, mutig mit der eigenen Sterblichkeit umzugehen. Ihr überraschend unterhaltsames Buch „Wo die Toten tanzen“ beleuchtet Rituale des Abschiednehmens weltweit. Der ernste Kern ist jedoch eine Abrechnung mit der Verdrängung des Todes in westlichen Gesellschaften, vor allem in den USA (Doughty 2019).

Der positive Aspekt der westlichen Todesangst ist die medizinische Verlängerung des Lebens. Eine nüchterne Bestandsaufnahme aktueller Forschung zu Sterben und Tod liefert uns der Techniksoziologe und Sachbuch-Autor *Thomas Ramge*. In seinem Essay „Wollt ihr ewig leben? Vom Fluch der Unsterblichkeit und Segen der Biotechnologie“ stellt er den aktuellen Forschungsstand in der Altersmedizin vor und thematisiert die Implikationen einer langlebigen Gesellschaft für sozialen Zusammenhalt, Ökologie und Chancen der nachfolgenden Generationen (Ramge 2023).

Segen und Fluch der Altersmedizin waren für den 2021 verstorbenen Theologen *Hans Küng* ein Grund, sich mit dem guten Sterben zu beschäftigen. In „Glücklich sterben?“ fragt Küng, ob der gute Gott wirklich will, dass wir – getrieben von der modernen Medizin – Jahre des Leidens auf uns nehmen müssen, und ob es nicht eine ethisch vertretbare Form von Sterbehilfe geben kann – eingebettet im christlichen Glauben, mit der Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod (Küng 2014).

Nichts, was man fürchten müsste

Julian Barnes ist einer der prägendsten britischen Schriftsteller der Gegenwart. „Nichts, was man fürchten müsste“ ist seine persönliche Abrechnung mit dem Tod. Dazu seien zwei Aspekte vorangestellt, die diesem literarischen Zeugnis des quälenden Prozesses des Sterbens und dem unausweichlichen Ende seinen Kontext geben: Barnes ist entschiedener Atheist. Und er hat Angst vor dem Tod; sprichwörtliche Todesangst.

Allerdings liest sich Barnes' persönliche Todesangst höchst vergnüglich: Für das schlimmste aller Ereignisse bleibt nur die Ironie als taugliches Mittel. Das Buch stellt das Leben und vor allem das Sterben der Eltern des Autors in den Vordergrund. Schnell wird klar: Sterben gehört zwar zum Leben, aber es ist eine höchst unerfreuliche Sache – hässlich, begleitet von Schmerzen und Angst. „Der Tod ist kein Künstler“, beruft sich Barnes auf den französischen Schriftsteller Jules Renard, der sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts an der Absurdität des Todes abarbeitete.

Dass freilich der Rationalismus längst in der Art, wie wir sterben, Einzug gehalten hat, illustriert Barnes am Tod seines Vaters: „Er starb einen modernen Tod: im Krankenhaus, ohne seine Familie, in den letzten Momenten von einer Krankenschwester begleitet, und das Monate – ja, Jahre, nachdem die medizinische Wissenschaft sein Leben soweit verlängert hatte, dass die Bedingungen, unter denen es ihm gewährt wurde, recht bescheiden waren“ (Barnes 2010, 17). Damit wird auch klar, dass Barnes' Todesangst vor allem Sterbensangst ist: Zwar sind wir dankbar um das verlängerte Leben, das uns der Fortschritt geschenkt hat. Aber dieses Geschenk ist zwiespältig und geht allzu oft mit großem Leid einher. Folglich wird ein „guter Tod“ zum heroischen Akt, etwa bei der eigenen Mutter: „‘Gut gemacht, Ma’, sagte ich leise zu ihr. Sie hatte das Sterben in der Tat ‚besser‘ bewältigt als mein Vater. (...) sie hatte den Weg vom ersten Anfall bis zum Tod alles in allem zügiger und schneller zurückgelegt“ (Barnes 2020, 20). Angesichts dessen ist dem Autor jegliche Romantisierung des Todes abhold, wie er unter anderem mit Verweis auf den britischen Arzt und Schriftsteller W.S. Maugham beweist: „(...) Maugham hat recht: Wir sterben wie die Hunde. Besser gesagt – da die Medizin seit 1902 einige Fortschritte gemacht hat -, wir sterben, wie gut gepflegte, gut sedierte Hunde mit einer guten Krankenversicherung sterben würden. Aber immer noch wie Hunde“ (Barnes 2010, 124).

Darin liegt auch die große Hoffnungslosigkeit des Buches: Der Tod ist schmerzhaft, riecht schlecht, führt zu grotesken Situationen; danach wartet auf uns „nichts, das man fürchten müsste“. Sterben funktioniert zudem meist nicht so, wie wir es uns wünschen würden: „(...) leider verweigert der Tod uns hartnäckig die Lösungen, die wir uns für uns selbst vorstellen“ (Barnes 2010, 130). Denn wie Barnes mit einem Augenzwinkern anmerkt: „Gutes“ Sterben kann man schlecht lernen.

Für Barnes ein großes Thema ist der Zusammenhang zwischen Glauben und die Haltung zum Tod. Der Atheismus des Autors wird differenziert im Kontext der eigenen Sterblichkeit diskutiert: „Ich glaube nicht an Gott, aber ich vermisse ihn“, lässt uns Barnes gleich zu Beginn des Buches wissen (Barnes 2010, 7). Barnes war seit seiner Jugend überzeugter Atheist, mit allen Implikationen: „Und wenn ich glücklich war, von Old Nobodaddy befreit zu sein, stimmten mich die Konsequenzen daraus nicht fröhlich. Kein Gott, kein Himmel, kein Leben nach dem Tode; damit bekam der Tod, wie fern er auch sein mochte, einen ganz anderen Stellenwert.“ Die Leerstelle des fehlenden Glaubens führt dazu, dass wir den Tod einerseits mehr als je fürchten, andererseits damit auch verdrängen – auch dank der steigenden Lebenserwartung, die den eigenen Tod über Jahrzehnte abstrakt hält.

Trotz der Tatsache, dass Barnes sich nicht mit dem Gedanken an seinen Tod anfreunden kann wird klar, dass Unsterblichkeit keine Option sein kann. Folglich nimmt Barnes auch Versuche aufs Korn, Unsterblichkeit zu erlangen – etwa jene kleine Gruppe von Menschen, die sich nach dem Tod mit der Hoffnung auf „Auferstehung“ einfrieren lässt: „Sie sterben (...) sagen wir zwischen fünfzig und sechzig, und werden wiederbelebt, wenn es ein Heilmittel für Ihre Krankheiten gibt. Was genau ist da geschehen? Sie wurden ins Leben zurückgeholt, nur um von Neuem zu sterben, diesmal allerdings ohne jede Jugend“ (Barnes 2010, 233).

Da ist es schon besser, das Unvermeidbare als solches anzuerkennen. Barnes noch einmal zum Tod seines Vaters: „Er ist – nichtmedizinisch gesprochen – daran gestorben, dass er erschöpft war und jede Hoffnung aufgegeben hatte. (...) Es war die richtige Reaktion eines intelligenten Mannes auf eine unabänderliche Situation“ (Barnes 2010, 223). Dennoch endet das Buch versöhnlich, als der Autor sich zum Schluss mit seinem eigenen Sterben und dem Tod beschäftigt. Friedhofsbesuche im Vorfeld oder nicht? Begräbnis-Arrangements treffen oder nicht? Wie die letzten Tage verbringen? Wie lange wird man noch gelesen werden, bevor man im Grau der Erinnerung versinkt? Vielleicht kommt aber auch alles anders – im Angesicht des Todes.

Wo die Toten tanzen. Wie rund um die Welt gestorben und getrauert wird.

Caitlin Doughty macht klar: Die Todesangst, die Barnes auf 330 Seiten artikuliert, ist Ausdruck einer kulturell verkümmerten Auseinandersetzung mit dem Lebensende, die man vor allem in westlichen Staaten findet. Als Bestatterin möchte sie dagegen arbeiten – wobei es nicht nur um einen konstruktiven Umgang mit der eigenen Todesangst geht, sondern um eine neue Haltung zur Trauer. Totenwache und naturnahe Bestattungen, die Raum für das Abschiednehmen schaffen, sind vor allem in den USA selten möglich. Stattdessen sorgt eine millionenschwere Industrie dafür, dass der Tod möglichst steril und abstrakt bleibt – Leichen, die mit Chemikalien vollgepumpt in Stahlsärgen bestattet werden, sind nur *ein* Ausdruck für das Geschäft mit dem Tod. Die Ökonomisierung und Kommerzialisierung des Todes durch die Bestattungsindustrie haben Nähe, Intimität und trostspende Rituale im Angesicht des Todes verdrängt: „Trauernde in der westlichen Bestattungsindustrie müssen sich nach jedem Verlust

ihren Weg durch eine gezielte Verschleierung bahnen. Die meisten Leute können nicht sagen, welche Chemikalien bei der Einbalsamierung in ihre Mutter gepumpt werden (...) oder warum sie einen 3000 Dollar teuren Edelstahlsarg für den Friedhof kaufen müssen (...).“ (Doughty 2019, 23).

Dass es auch anders geht, zeigen die zahlreichen Beispiele vom guten Abschied-Nehmen, die Doughty weltweit gesammelt hat. In Südsulawesi, eine abgelegene Region Indonesiens, „leben“ die Verstorbenen mit den Familienmitgliedern weiter. Obwohl offiziell katholisch, hat sich die Region animistische Traditionen bewahrt und belässt konservierte Leichen oft über Monate bei den Familien: „In Toraja bewahren Angehörige den Leichnam ihrer Verstorbenen bis zur Bestattung zu Hause auf. Das mag sich nicht besonders schockierend anhören, doch wie sieht es aus, wenn ich Ihnen sage, dass der Zeitraum mehrere Monate und sogar mehrere Jahre umfassen kann? Während dieser Zeit kümmern die Angehörigen sich um den Leichnam und mumifizieren ihn, bringen ihm Essen, wechseln seine Kleidung und sprechen mit ihm“ (Doughty 2019, 65). Damit stellen die Angehörigen eine Verbindung zu den Geistern der Verstorbenen her – und selbst nach der Bestattung hält diese Beziehung. Leichen werden regelmäßig aus ihren Gräbern geholt, verbringen einen Abend bei den Familien, werden gereinigt, neu eingekleidet und zurück ins Grab gelegt: „Eine solche Trauerarbeit hatte ich noch nie gesehen. (...) Eine Mutter wickelte ihren Sohn aus, der schon mit sechzehn Jahren gestorben war. (...) Sie war außer sich vor Freude, ihr Kind zu sehen, wenn auch nur für einen Moment und in diesem Zustand, und sie hielt seine Hand und berührte sein Gesicht.“

In Mexiko wird der Tod geradezu gefeiert: Doch anders als es die zunehmende Kommerzialisierung des „Días de los Muertos“ („Allerseelen“) in Form von knalligen morbiden Paraden signalisiert, geht es am Tag der Toten um aktive öffentliche Trauer. Familien gedenken ihrer Verstorbenen mit bunt geschmückten Hausaltären. Trauer darf offen gezeigt und gelebt werden. Vor allem tote Kinder werden geradezu verehrt – als unschuldige kleine „Engel“, welche die Familienmitglieder aus dem Jenseits begleiten: „Es gab Feiern und Gemälde und Spiele und vor allen Dingen Aufgaben, die für das Kind verrichtet wurden – Aufgaben, die das einsame, endlose Schweigen durchbrachen“ (Doughty 2019, 98).

Für die Autorin ist eine aktive „Todesarbeit“ durch Angehörige, sei es durch das Herrichten des Leichnams, das Gestalten von Gedenkfeiern, dem offenen und öffentlichen Abschiednehmen ein wichtiger Schlüssel, um mit der eigenen Trauer umgehen zu können. Wie in anderen Lebensbereichen gilt es, im Angesicht des Todes Sinn und Resonanz, etwa durch feste Rituale, zu finden. Wie kann eine individualisierte, technisierte, teilweise vereinsamende und zunehmend atheistische Gesellschaft sinnvolle Trauerrituale schaffen? In Japan betreiben buddhistische Klöster hochtechnisierte Urnen-„Friedhöfe“. In einem automatisierten Ablauf werden regelmäßig unterschiedliche Urnen beleuchtet; die Mönche gedenken damit jenen, derer niemand gedenkt. In den USA entstehen immer mehr Bewegungen, die sich andere Formen der Bestattung wünschen. Scheiterhaufen, die ein ganzes Dorf zusammenbringen, Leichen-Kompostierverfahren, die den Menschen ganz der Natur zurückgeben, ein schlichtes Verscharren in der Wüste oder gar den Leichnam Aasfressern zur Verfügung zu stellen: Es geht

weniger um den Bestattungsmodus, sondern um die Räume, die dadurch geschaffen werden – Räume für Trauer, ohne Scham, in Verbindung mit anderen: „„Raum geben‘ ist ungemein wichtig und genau das, was uns fehlt. ‚Raum geben‘ heißt, um die Angehörigen und Freunde der Verstorbenen einen Schutzring zu bilden, ihnen einen Ort bereitzustellen, wo sie offen und ehrlich trauern können, ohne dass sie befürchten müssen, deshalb abgelehnt zu werden“ (Doughty 2019, 234). Sich gehalten fühlen, angesichts des Todes geliebter Menschen und angesichts des eigenen Todes – gegen jede Verdrängung, das ist Doughtys Wunsch und ihre Mission als Bestatterin.

Dass dieser Wunsch Doughtys in krassem Widerspruch zu aktuellen Tendenzen in der aktuellen Altersmedizin steht, zeigt das nächste Buch: Nicht nur sollen die Grenzen des Todes verschoben, der Tod selbst soll abgeschafft werden.

Wollt ihr ewig leben? Vom Fluch der Unsterblichkeit und Segen der Biotechnologie

Der Techniksoziologe Thomas Ramge beginnt sein Essay über das Sterben im Lichte aktueller altersmedizinischer Forschung mit einem Gedankenexperiment: Wie würden wir reagieren, wenn wir plötzlich die Wahl hätten, entweder bei bester körperlicher und geistiger Gesundheit zwischen 90 und 110 Jahren alt zu werden, bei ebensolcher Gesundheit 200 Jahre oder darüber hinaus – oder ewiges physisches Leben haben könnten?

Die aktuelle Altersmedizin befindet sich laut Ramge heute im „Angriffsmodus“, der zumindest Option 2 zunehmend realistisch macht: Der medizinische Fortschritt der letzten Jahrzehnte hat die Lebenserwartung wesentlich erhöht und will nun ein Verlangsamendes oder gar ein Ende des natürlichen Alterungsprozesses. Dass der Tod in der medizinischen Altersforschung zunehmend als Krankheit, die es zu besiegen gilt, gesehen wird, liegt laut Ramge auch daran, dass wir in den letzten Jahrzehnten die Lebenserwartung zwar erhöht, aber damit das Altern nur verlängert haben: „Das längere Leben (...) erkaufen wir mit Leiden im Alter, weil die Medizin den Zerfallsprozess, die zunehmende Ansammlung von Schäden in den Zellen in den späten Lebensjahrzehnten eben einfach nicht stoppen kann. Noch konkreter gesagt: Wir haben das Altern nur wenig verlangsamt, aber das Sterben deutlich verlängert“ (Ramge 2023, 17).

Daher hat sich der Fokus der Altersmedizin längst verschoben. In den letzten Jahren hat sich ein neuer Forschungszweig entwickelt, der mit Milliarden gefüttert wird, vor allem von Tech-Milliardären – „(...) Männer in der zweiten Lebenshälfte, die in der ersten Lebenshälfte (...) unfassbar reich geworden sind“ (Ramge 2023, 18) und sich offensichtlich mit der eigenen Sterblichkeit nicht abfinden können und wollen. Ramge betont, dass die meisten Forscher*innen die Versprechungen dieser neuen Altersmedizin für unrealistisch halten („Marketing-Bullshit“ nennt Ramge Versprechungen, das Altern komplett verhindern zu können), dennoch wetten mittlerweile Investoren mit hohen Beträgen auf Forschungsprogramme, die nicht nur das Altern, sondern auch den Tod abschaffen sollen.

Tatsächlich gibt es bereits eine Reihe von erfolgsversprechenden Ansätzen, die Ramge kurz vorstellt. Vor allem auf moderne Verfahren der Gentechnik setzt man Hoffnung, indem etwa die sich verlangsamende Zellteilung unbegrenzt weiter angeregt werden soll, oder man Dank Stammzellen für uns maßgeschneiderte Organe züchtet. Zunehmend spielen auch technische Lösungen eine Rolle – angefangen bei den Cryonikern, die ihre toten Körper in flüssigem Stickstoff konservieren und auf Wiederauferstehung hoffen, bis zu Nanorobotern, die laufend „Reparaturarbeiten“ in unserem Körper durchführen und uns so vor Alter und Tod bewahren sollen.

„Wäre ein langes Leben sterbenslangweilig?“ fragt sich Ramge angesichts dieser Entwicklungen (2023, 42). Vor allem psychische Aspekte des Alterns müssen in der Alterungsforschung mitbedacht werden – in Realität werden diese häufig übersehen. Eine „psychische Alterung der Seele“ nennt Ramge das (ibd.), auch weil erfüllende Aktivitäten und soziale Beziehungen im Alter oft fehlen. Extreme Langlebigkeit würde auf alle Fälle vollkommen neue Sinnfragen aufwerfen – etwa, ob uns damit der Sinn des Lebens abhandenkommen würde: „Der Tod verleiht unserem Leben die nötige Dringlichkeit. Weil wir wissen, dass wir nicht unendlich Zeit haben, unternehmen wir etwas. Weil wir letzten Endes wissen, dass wir nicht unendlich lange mit anderen zusammen sein können, entwickeln wir tiefe Beziehungen und erleben große emotionale Momente, die wir oft so empfinden, als seien sie für die Ewigkeit gemacht“ (Ramge 2023, 49).

Schließlich hätte ein extrem langes, eventuell „ewiges“ Leben große Auswirkungen auf unser gesellschaftliches Zusammensein. Das beginnt mit relativ banalen Fragen, wie die Sicherstellung einer Altersversorgung und endet damit, ob hier eine noch radikalere Zweiklassenmedizin geschaffen wird als sie bereits existiert: „Mindestens eine Prämisse ist aus heutiger Sicht aber vollkommen unrealistisch, dass nämlich weiße, gelbe oder grüne Pillen wie ein paar Tropfen Polio-Impfung auf einem Zuckerwürfel kostenlos von einem freundlichen Arzt an alle Menschen weltweit verteilt werden“ (Ramge 2023, 58f). Hier könnte man sich bald großen ethischen Herausforderungen stellen müssen, wie man das knappe Gut des langen Lebens verteilen könnte: ein Privileg, das man sich kauft? Oder muss man entscheiden, welches Leben verlängerungswert ist und welches nicht? Wenn Geburten nicht genau geregelt würden, käme es zudem zu einer nie dagewesenen Überbevölkerung. Auch das würde große ethische Probleme mit sich ziehen, vergleichbar mit Chinas ehemaliger 1-Kind Politik: Was, wenn etwa jemand trotz Verbots Kinder in die Welt setzt?

Mögliche Antworten auf all diese Fragen reißt Ramge nur kurz an – was angesichts der Komplexität der Debatten auch sinnvoll ist. Was bleibt, ist eine persönliche Sichtweise, die der Autor am Ende des Essays teilt: „Für mich ist eine Gesellschaft mit sehr vielen Junggebliebenen und sehr wenigen Kindern und Jugendlichen kein wünschenswertes Szenario. Eine Entscheidung für Langlebigkeit ist eine Entscheidung gegen Kinder. Überbevölkerung in einer kinderarmen Welt durch Unsterblichkeit empfände ich als einen Fluch für die Menschheit“ (Ramge 2023, 68). Vielleicht sollten wir uns weniger damit beschäftigen, wie wir unser Leben immer mehr verlängern – und mehr damit, wie wir es gut leben und gut zu Ende bringen.

Glücklich sterben?

Der in katholischen Kreisen umstrittene Theologe *Hans Küng* (gest. 2021) hat sich bereits in den 90er Jahren mit dem Thema des guten Sterbens auseinandergesetzt („Menschenwürdig sterben“, erschienen 1995). Schon damals plädierte er für Sterbehilfe unter bestimmten Voraussetzungen – 20 Jahre später und geprägt vom langsamen Demenztod seines einstigen Forschungskollegen Walter Jens hat er mit „Glücklich sterben?“ ein letztes Plädoyer für einen guten Tod durch Sterbehilfe vorgelegt – ohne die Kontroversität zu diesem Thema auszusparen und sich kritischen Gegenargumenten zu stellen.

Das Buch besteht aus unterschiedlichen Textsorten – so beinhaltet es das Transkript eines TV-Interviews, welches Küng 2013 mit Anne Will geführt hat. Briefe von Kritiker*innen seiner Thesen werden ebenso abgedruckt. Im letzten Teil des Buches setzt Küng sich schließlich vertieft mit dem Thema Sterbehilfe aus theologischer und ethischer Perspektive auseinander.

Küng hält sich nicht lange zurück: Schon auf den ersten Seiten macht er klar, dass er lange Leidenswege, ein monate-, wenn nicht jahrelanges Dahindämmern im körperlichen Verfall, nicht für gottgewollt hält. Mit ihrer Verbrämung der Sterbehilfe als bloßen Selbstmord hat die Kirche laut Küng es verabsäumt, eine Theologie des guten Sterbens zu schaffen: „Einzelne Vertreter der ‚kirchlichen Lehre‘ aber, von der meine Auffassung abweicht, haben offensichtlich noch nicht begriffen, dass sich auch unser Verständnis sowohl vom Anfang wie vom Ende des Menschenlebens mitten in einem epochalen Paradigmenwechsel befindet, der weder mit der Vorstellungswelt und Begrifflichkeit der mittelalterlichen noch der orthodox-protestantischen Theologie durchschaut und gemeistert werden kann“ (Küng 2014, 16).

Die Grundvoraussetzung für Sterbehilfe ist Autonomie. Deshalb nimmt Küng auch psychische Erkrankungen von der Sterbehilfe strikt aus. Gleichzeitig räumt der Theologe ein, dass das Thema größte Umsicht braucht – Leben ist immer wertvoll und deshalb stellt Küng sich auch der Kritik an seinen Thesen – doch bringt diese ihn nicht von seinem zentralen Argument ab: „Ein Gott, der es dem Menschen verwehrt, dann, wenn ihm das Leben dauerhaft nicht mehr zu ertragende Belastungen zumutet, sein Leben zu beenden, wäre kein wohlwollender Gott. Dennoch bleibt unverrückbar, dass jeder Mensch, auch arme, kranke und alt gewordene Personen, das Recht haben angemessen gepflegt zu werden und ihren Weg so zu Ende zu bringen, wie *sie* es für richtig halten: „Druck auf ihn auszuüben, sein Leben als angeblich ‚wertlos‘ oder ‚belastend‘ zu beenden, ist Ausdruck von Unmenschlichkeit, ist Barbarei, ist eine Schande“ (Küng 2014, 68).

Im Folgenden arbeitet Küng ethische Aspekte der Sterbehilfe durch: So gilt auch für die Medizin, wie in anderen Lebensbereichen, dass ein Mensch „menschlich“ behandelt werden soll – doch schafft die moderne Hightech-Medizin diese wirklich? Ist es „fürsorgende Menschlichkeit“, alte Menschen oft über Jahre an Schläuchen vor sich hindämmern zu lassen?

„Kampf um die Gesundheit kann gewiss sinnvoll sein, ein Kampf gegen den Tod um jeden Preis aber – ein Helfen, das zum Quälen wird – ist unsinnig“ (Küng 2014, 72). All dies argumentiert Küng im Kontext seines Glaubens und Gottvertrauens: Der Tod ist nicht das Ende, und voller Vertrauen können wir loslassen, wenn uns der Zeitpunkt richtig erscheint.

Der Palliativmedizin steht Küng zwiespältig gegenüber: Natürlich sieht er diese als wichtige Errungenschaft, die ausgebaut und allen Menschen zugänglich gemacht werden muss. Jedoch kann sie keine Alternative zur Sterbehilfe sein: „Es darf nicht sein, dass der Sterbeprozess zu einem monate- oder jahrelangen Dahinvegetieren pervertiert, sichergestellt durch Techniken pharmakologischer ‚Ruhigstellung‘ oder die künstliche Zufuhr von Nahrung und Flüssigkeit (etwa bei Wachkoma)“ (Küng 2014, 81). Überhaupt zeigt Küng viel Pessimismus mit Blick auf die Altersmedizin, die zwar Leben verlängert, selten aber verbessert hat. Mit Blick auf die Überalterung stellen sich für den Theologen ohnehin viele neue Fragen – was, wenn Siechtum ohne Ausweg ein Massenphänomen wird?

Am Beispiel von Demenz exerziert Küng die Frage durch, ob man denn verpflichtet ist, „(...) alles dies bis zum Ende durchzustehen, und muss ich dies auch meinen Zeitgenossen, den Christen besonders, zumuten? Muss man nicht ernst nehmen, dass diese Krankheit dem Menschen die Persönlichkeit und das, was man ein Leben lang aufgebaut hat, den eigenen Platz in der Gesellschaft, wegnimmt?“ (Küng 2014, 87) Hier macht Küng eine Referenz zum „guten Schöpfergott“ – für ihn ist es kaum vorstellbar, dass dieser Gott für uns „(...) eine Reduktion des menschlichen Lebens auf ein rein biologisch-vegetatives Leben mit Inkontinenz, Katheter, Magensonde und schwärenden Wunden“ will (ebd.). Es gilt dabei, auch Verantwortung für das eigene Leben bis zum Ende wahrzunehmen – etwa indem man Leiden bis zum Ende erträgt, oder aber eine für einen selbst unzumutbare Existenz beendet.

Seit Küng „Glücklich sterben?“ geschrieben hat, hat sich sowohl in Deutschland als auch in Österreich rechtlich einiges verändert – und zwar durch höchstgerichtliche Urteile, die auch aktive Sterbehilfe unter bestimmten Umständen ermöglichen. Die kirchliche Ablehnung bleibt aber – eine von vielen katholischen Haltungen, die Küng völlig an der Lebensrealität und den Bedürfnissen der Menschen vorbeisieht: „Das Leiden soll nicht umgedeutet, verniedlicht oder glorifiziert werden. Es soll nicht selbstquälerisch gesucht, ihm gar asketisch Lust abgewonnen werden. Es ist auch nicht stoisch hinzunehmen, apathisch-affektlos zu ertragen. Wir sollen es vielmehr im individuellen wie im gesellschaftlichen Bereich, in den Personen und in den Strukturen mit allen Mitteln bekämpfen und möglichst beseitigen“ (Küng 2014, 151). Christi Nachfolge bedeutet für Küng nicht Christi Nachahmung, schon gar nicht mit Blick auf seinen Leidensweg, sondern Gottvertrauen mit Verantwortung für sich selbst bis zum (selbstbestimmten) Ende zu tragen.

Schluss

Was erzählen uns die vier vorgestellten Bücher vom Sterben und vom Tod? Julian Barnes' Todesangst ist eng mit seinem Atheismus verwoben – Sterben als äußerst unerfreuliche Angelegenheit, mit der man sich wohl oder übel abfinden muss. Für Caitlin Doughty ist diese Haltung Ausdruck einer Gesellschaft, die das Sterben verlernt und den Tod verdrängt hat: Anstelle uns Raum für Abschied, für Trauer zu geben, verstecken wir uns in einer sterilen Welt, in welcher der Tod maximal ein Gewinnbringer für Bestattungsunternehmen ist. Dass es nicht so sein muss, zeigen Rituale des Abschiednehmens weltweit. Doch brauchen wir überhaupt noch ein Abschiednehmen, angesichts der rasenden Entwicklungen in der Altersmedizin und Biotechnologie? Bei Thomas Ramge konnten wir lesen, dass mittlerweile das Undenkbare angedacht wird: die Abschaffung des Todes an sich. Doch welche ethischen Implikationen hätte dies für unsere Gesellschaft, und für uns als Individuen? Der Segen der Altersmedizin ist groß – kann sich aber auch als Fluch herausstellen. Hans Küng sieht in erster Linie den Fluch dieser Medizin: Körperlicher und geistiger Verfall, im schlimmsten Fall ein Dahinvegetieren, sind vor dem Hintergrund seiner Gläubigkeit Zumutungen, die nicht von Gott, sondern von einer entfesselten Medizin kommen. Deshalb muss es immer Wahlfreiheit geben, wie man das eigene Leben zu Ende bringen möchte.

An dieser Stelle seien noch ein paar letzte Fragen gestellt (die ich freilich nicht beantworten kann): Kann ein Missbrauch der Sterbehilfe komplett ausgeschlossen werden (etwa, indem Druck auf Alte, Kranke oder Menschen mit Behinderungen ausgeübt wird) – und falls nicht, wiegt das Potenzial des Missbrauchs weniger schwer als die Autonomie eines jeden Menschen, über sein Lebensende selbst zu verfügen? Wann ist der richtige Zeitpunkt für den selbstbestimmten Tod – was, wenn man diesen Zeitpunkt übersieht oder zu früh setzt? Ist eine klare Abgrenzung zwischen psychischen und physischen Leiden mit Blick auf Sterbehilfe überhaupt möglich? Und welche Verantwortung tragen wir selbst für ein gesundes und damit besseres Altern? Tatsächlich bleibt dieser Aspekt bei allen Autor*innen außen vor; der Weg ins Siechtum scheint vor allem bei Barnes, Ramge und Küng unausweichlich. Verlieren Sterben und Tod ihren Schrecken durch ein besseres Altern (hier gilt es auch, die Pflegeproblematik mitzudenken)? Würde ein aktiveres Auseinandersetzen mit Altern und Sterben helfen, schon in jungen Jahren bewusster mit dem Körper umzugehen? Schließlich stellt sich die Frage, inwieweit ein hohes Alter mit Blick auf Überbevölkerung, multiplen Umweltkrisen und Chancen für die Jugend überhaupt ethisch ist – vor allem, wenn Macht und Einfluss in den Händen der Älteren bleibt; ein Thema, das Ramge aufgreift. Fast jede wünscht sich ein langes (gesundes) Leben, aber welche Kosten bringt dieses für unsere Gesellschaften? Und damit sind nicht nur finanzielle Aspekte gemeint. Gleichzeitig muss die Würde eines jeden Menschen unantastbar bis zum Schluss bleiben – warum sollte man dann auf weiteren medizinischen Fortschritt in der Altersmedizin verzichten? All diese Fragen zeigen, dass Sterben und Tod ein wichtiger Teil gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse sind. Man wird sehen, wie wir uns diesen stellen.

Literatur

Barnes, Julian (2010): *Nichts, was man fürchten müsste*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Beirer, Julia (2023): „US-Multimillionär will Alterung stoppen und Körper sogar verjüngen.“ *Der Standard*, 13. Mail 2023. [Online]

<https://www.derstandard.at/story/2000146285797/us-multimillionaer-will-alterung-stoppen-und-koerper-sogar-verjuengen> (abgerufen am 13. September 2023).

Doughty, Caitlin (2019): *Wo die Toten tanzen. Wie rund um die Welt gestorben und getrauert wird*. München: Malik/Piper.

Hengstschläger, Markus (2022): „Auf zu neuen Grenzen!“ In: *Der Pragmaticus, Ausgabe 04/2022*, S. 22-24.

Küng, Hans (2014): *Glücklich sterben? Mit dem Gespräch mit Anne Will*. München: Piper.

Ramge, Thomas (2023): *Wollt ihr ewig leben? Vom Fluch der Unsterblichkeit und Segen der Biotechnologie*. Frankfurt am Main: Reclam.